

MARTINA ADEN

DER FALSCHER FRIESE

Küsten Krimi

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Timmitom/photocase.de

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0756-6

Küsten Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literaturagentur
Kai Gathemann GbR, München.

Ich kann Dinge sehen, die anderen Menschen verborgen bleiben. Keine Sorge, ich rede nicht von Geistern oder Dämonen. Jeder weiß, dass nur Sonntagskinder übersinnliche Fähigkeiten haben, und ich wurde an einem Montag geboren.

Ich spreche von Idioten.

An jenem sonnigen Frühlingstag schlenderte ich mit meiner Freundin Diana durch die Auricher Fußgängerzone, um bei Paulis Pommesmobil, das sich Dianas Informationen zufolge für den heutigen Tag auf dem Marktplatz angekündigt hatte, die wahrscheinlich besten Pommes der Welt zu genießen. Bei der Gelegenheit wollte sie mir auch ihren neuen Freund vorstellen, den wir dort treffen sollten.

Auf Höhe des Kugelbrunnens, gleich neben dem Zugang zur Tiefgarage, wurden wir auf eine Menschenansammlung aufmerksam, die sich kreisförmig um etwas oder jemanden scharte, Musik schallte zu uns herüber. Wir gesellten uns dazu und kämpften uns vor bis in die erste Reihe. Schon Sekunden später bereute ich diese Entscheidung, denn in der Mitte des Kreises stand ein Clown und lieferte seine alberne Vorstellung ab.

Ich hasse Clowns.

Ich werde nie verstehen, was an weiß geschminkten Männern mit Lippenstift lustig sein soll. Und überhaupt, was soll die aufgemalte Träne unter dem Auge? Das machen sonst nur Gangmitglieder, die schon mal jemanden unter die Erde gebracht haben. Das sagt doch alles.

Als würde der typische Look nicht reichen, trug dieser Clown auch noch grüne Haare. Etwas Gruseliges war mir noch nie untergekommen. Von seinem Handwerk verstand er auch nicht besonders viel. Er warf eine Bananenschale auf den Boden, versuchte, darauf auszurutschen, verfehlte sie mit

seinen übergroßen Schuhen aber immer wieder, und so wankte er hin und her wie ein Betrunkener. Es war mir ein Rätsel, warum die Umstehenden ihn auch noch durch höfliche Lacher und Applaus in seinem Tun bestärkten, jeder weiß doch, dass man Idioten am besten ignoriert, damit sie von allein aufgeben. Sogar Diana wippte im Takt des Ententanzes, der aus einem alten CD-Player am Fuße des Kugelbrunnens plärrte, und ahmte mit den Händen Schnabelbewegungen nach. Sie strahlte, als der Clown es ihr gleichtat.

»Komm schon, Elli, zier dich nicht so, nach der Trennung von Wilbert habe ich mir ein bisschen Spaß verdient.« Sie versuchte, mich zum Mitmachen zu animieren, aber das kam gar nicht in die Tüte.

»Das ist kein Argument, du hast schließlich schon was Neues am Laufen«, sagte ich.

Sie strich sich eine ihrer rotblonden Locken hinter das Ohr.

»Richtig, seit genau fünf Tagen.«

Der Clown kletterte auf den Kugelbrunnen und schickte sich an, eine akrobatische Einlage abzuliefern, rutschte jedoch auf der nassen, rotierenden Granitkugel aus und landete mit durchnässtem Hintern auf dem Boden. Er rappelte sich auf und rieb sich den Allerwertesten. Mein Idiotenradar meldete einen besonders schwerwiegenden Fall. Zu allem Überfluss hopste er nun, vorgebeugt wie ein Eisschnellläufer in rasanter Fahrt, auf Diana zu, die ihm ein breites Grinsen schenkte.

Sie mochte den Kerl ja witzig finden, auf mich wirkte er ungefähr so sympathisch wie der Horror-Clown aus »Es«, der kleine Kinder fraß.

Die letzten Takte der Musik verklangen, und Pennywise sank vor Diana auf die Knie. Als die CD stoppte, kämpfte er sich auf die Beine und verbeugte sich vor seinem Publikum, das für den Unsinn tatsächlich noch bezahlte und einige Münzen in einen bereitgestellten Hut fallen ließ.

Diana klatschte, stürmte auf den Clown zu und umarmte ihn. Ehe ich es richtig begriff, gab sie ihm einen leidenschaft-

lichen Kuss und kam dann händchenhaltend mit ihm zu mir zurück. »Elli, darf ich dir meinen neuen Freund vorstellen?«

»Das ist nicht dein Ernst!«, platzte es aus mir heraus.

»Nun hab dich mal nicht so«, sagte sie. »Du musst deine Clown-Phobie endlich in den Griff bekommen.«

»Das klappt höchstens dann, wenn du mir Ronald McDonald als neuen Freund präsentierst, der hat wenigstens immer Pommes dabei.«

Pommes sind mein absolutes Suchtmittel, und so langsam dämmerte mir, dass Diana diesen Köder ausgeworfen hatte, um mir ihren Clown unterzujubeln.

Der trat auf mich zu und verbeugte sich. »Ich bin Bruno. Einfach Bruno, den Nachnamen habe ich abgelegt. Wie Madonna.«

Automatisch griff ich nach der Hand, die Bruno mir entgegenstreckte. »Elli. Nachname Vogel.«

Eigentlich hätte ich mich als Eleonore vorstellen müssen, denn ich hatte mal gehört, man solle seinen Spitznamen nur den Menschen anbieten, die man mochte. Das war bei einem Clown ganz und gar ausgeschlossen. Aber mit Ausnahme meiner Mutter nennt mich jeder Elli, und ihr ist die lange Form einfach lieber.

»Du bist Schriftstellerin, oder?«, fragte Bruno.

»Halbtags.«

Tatsächlich war es mir im vergangenen Herbst geglückt, ein E-Book herauszubringen. Es wurde zum Überraschungserfolg, aber ich hatte das dumpfe Gefühl, dass das nicht an meiner schriftstellerischen Leistung lag, sondern daran, dass ich wenige Wochen nach der Veröffentlichung fast ermordet worden wäre, was mich zum Gegenstand zahlreicher Zeitungsberichte machte.

Von den Buchverkäufen hatte ich den Winter über gut leben können. Zwar hatte ich inzwischen ein zweites Buch veröffentlicht, aber seit mir niemand mehr nach dem Leben trachtete und es dementsprechend wenig über meine Person zu

berichten gab, ließ das Interesse an meinen Büchern merklich nach. Inzwischen musste ich in Teilzeit wieder einer geregelten Tätigkeit nachgehen, um über die Runden zu kommen. Und genau da lag mein Problem: In ebendiesem Teil meiner Zeit war ich arbeitslos. Darüber hinaus existierten die Berufe, die mich wirklich interessierten, einfach nicht. Ich hatte hierzu-lande jedenfalls noch nie eine Stellenanzeige für Eisverkoster oder professionelle Katzenstreichler gesehen.

»Jetzt im Frühjahr hat Bruno noch nicht viel zu tun, aber schon bald wird er hier täglich vor Touristen auftreten.« Diana deutete auf das Areal des Kugelbrunnens. »Die sind bestimmt ganz wild auf seine Darbietungen.«

Die einzige Darbietung, die *ich* von Bruno sehen wollte, war der Verschwinde-Trick. Aber leider war er kein Zauberer, und so musste ich mich mit seiner Anwesenheit arrangieren.

»Warum hast du grüne Haare?«, fragte ich.

»Ach Mist, ich habe wohl wieder nach der falschen Farbe gegriffen.« Bruno kratzte sich am Kopf, die Perücke wackelte hin und her. »Eigentlich trage ich immer rote Haare, aber ich leide an einer Rot-Grün-Sehschwäche, und wenn die Perücken nebeneinanderliegen, kann ich sie nicht unterscheiden. Grün trage ich sonst nur freitags, wenn ich als Beppo auftrete.«

Ich hatte Mühe, seinen Ausführungen zu folgen, was aber auch an meinem knurrenden Magen liegen konnte, der mir das Denken erschwerte. Ich beugte mich zu Diana. »Wenn das mit Paulis Pommomobil nur ein Trick war, um mir Bruno unterzujubeln, werde ich ernsthaft sauer. Darüber macht man keine Scherze.«

»Bleib locker«, sagte Diana. »Du bist ganz schön unleidlich, wenn du hungrig bist. Pauli ist da, ich kann seinen Wagen von hier aus sehen.«

Der Wochenmarkt auf dem Marktplatz lag in den letzten Zügen, die Verkäufer räumten bereits ihre nicht verkauften Waren ein. Wir bahnten uns einen Weg zwischen den gestapelten Kisten hindurch und folgten dem verheißungsvollen

Duft des Frittierfetts. Diana lief dicht neben mir; Bruno hatte in seinen riesigen Schuhen Mühe, mit uns Schritt zu halten, und watschelte in einigem Abstand hinterher.

»Kannst du mir mal sagen, was das mit dem Clown soll?«, fragte ich halblaut. »Ich dachte, du trauerst Wilbert noch hinterher und vergnügst dich nur zum Spaß mit einem anderen.«

Diana winkte ab. »Mit Wilbert habe ich abgeschlossen. Bruno ist das perfekte Trostpflaster. Sieh ihn dir doch nur an: Wie soll man bei diesem Anblick schlechte Laune haben?«

Ich sah verstohlen über meine Schulter und kam zu einem gänzlich anderen Urteil: Das mit der schlechten Laune fiel mir leicht.

Diana verliebt sich schnell, heftig und meistens in Freaks. So rasant, wie die Verliebtheit beginnt, endet sie erfahrungsgemäß auch wieder. In der Regel sind ihre Auserwählten harmlose Spinner, aber bei Bruno war ich mir nicht so sicher. Da war mir Wilbert, der Tänzer ohne Talent, deutlich lieber. Der war wenigstens Angestellter in einem Druckshop und kein unheimlicher Clown.

Der Sous-Turm, eine fünfundzwanzig Meter hohe Skulptur aus Stahlrohr und Plexiglas, die irgendwas zwischen Glockenspiel und Kunst darstellen soll, streckte sich dem wolkenlosen Himmel entgegen. Paulis Pommomobil stand ein Stück weiter hinter der gläsernen Markthalle an der Kreuzung zur Lilienstraße. Auf der Seitenfläche des gelben Kastenwagens prangte eine überdimensional große Pommestüte mit lachendem Gesicht, ganz automatisch lächelte ich zurück.

Vor dem Verkaufstresen hatte sich eine lange Warteschlange gebildet, der wir uns anschlossen. Paulis Pommomas waren legendär, und durch den Umstand, dass er Aurich nur alle paar Wochen anfuhr, wurden sie noch begehrenswerter. Es gab sogar Menschen, die ihm wie Groupies von Standort zu Standort folgten. Das konnte ich mit Gewissheit sagen, weil ich mitunter dazugehörte.

Ich tappte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Für

einen Frühlingstag im Mai war es ungewöhnlich heiß, und die Tatsache, dass wir, bedingt durch Brunos Auftritt, schon eine ganze Weile im prallen Sonnenschein standen, machte die Warterei nicht unbedingt angenehmer. Mein Scheitel glühte bereits.

Ein grauhaariger, sorgfältig rasierter Mann mit gepflegtem Kurzhaarschnitt nahm sein Essen entgegen und balancierte es zu einem der weißen Stehtische neben dem Verkaufswagen. Er zog eine Pommes aus der Tüte und tunkte sie in Mayonnaise. Ich sah ihm neidisch dabei zu.

Unsere Blicke trafen sich, und ich erkannte den Mann, doch mit ihm ging eine Veränderung vor, die nichts Gutes verieß. Sein fahler Büroteint verwandelte sich in ein dunkles Rot und nahm dann eine bläuliche Färbung an, die Pommestüte rutschte ihm aus der Hand und fiel auf den Boden, wo er eine Sekunde später ebenfalls aufschlug.

»Verdammt, das hat mir gerade noch gefehlt!« Ich spurtete zu ihm rüber.

Diana bedeutete Bruno, unseren Platz in der Schlange zu verteidigen, und folgte mir. »Kennst du den Kerl?«

»Das ist Hans Lemke, der Standesbeamte, der meine Eltern trauen soll. Wenn er vor der Hochzeit das Zeitliche segnet, dreht meine Mutter durch!«

Meine Mutter hatte sich nach weit über dreißig Jahren wilder Ehe dazu durchgerungen, meinem Vater das Ja-Wort zu geben. Unter der Bedingung, dass ihr langjähriger Freund, der Standesbeamte Hans Lemke, die Trauung vornahm. Und das konnte er nun mal nur, solange er noch unter den Lebenden weilte.

Ich kniete mich neben den Ohnmächtigen, drehte ihn auf den Rücken und tastete an seinem Handgelenk nach dem Puls.

Nichts.

Schwer zu sagen, ob er wirklich keinen hatte oder ob ich ihn wegen meiner fehlenden Kenntnisse in Erster Hilfe schlicht nicht fühlen konnte. Den ersten und einzigen Ersthelferkurs

meines Lebens hatte ich während des Führerscheins vor dreizehn Jahren gemacht, und schon damals wäre mir jeder Leichtverletzte unter den Händen weggestorben.

»Ich glaube, er hat einen Herzstillstand«, sagte ich zu Diana. »Kennst du dich mit Herzdruckmassage und Mund-zu-Mund-Beatmung aus?«

Diana wedelte abwehrend mit den Händen. »Sieh dir seine Mundwinkel an, da klebt mindestens ein Pfund Mayonnaise dran. Bei dem beatme ich gar nichts!«

»Dann ruf wenigstens einen Krankenwagen!«

Ich knöpfte Lemkes Hemd auf. Von seiner behaarten Brust drang mir ein penetranter Parfümduft entgegen und mischte sich mit dem Geruch der Pommes, die wie ein Heiligenschein um seinen Kopf verteilt lagen. Ich legte die Hände übereinander, platzierte sie an der Stelle, an der ich das Brustbein vermutete, und drückte zaghaft zu. Und noch einmal.

»Jetzt hilf mir doch mal!«, blaffte ich Diana an.

»Nur nicht nervös werden«, sagte sie. »Man soll die Herzdruckmassage zum Rhythmus von ›Stayin' Alive‹ machen. Soll ich dir den Takt vorgeben?«

»Du sollst endlich den verdammten Krankenwagen rufen!«

»Ist schon passiert«, meldete jemand aus der Warteschlange. Die Stimme kam mir bekannt vor, und noch während ich auszumachen versuchte, wer gesprochen hatte, löste sich Helena Schön aus der Gruppe und trat auf uns zu. »›E-Book-Elli als Lebensretterin‹, Untertitel: ›Da denkt selbst sie nicht mehr an die schönste Nebensache der Welt!‹«

Ich verdrehte die Augen und versuchte weiter, Hans Lemke unter den Lebenden zu halten. Zwei Männer kamen von irgendwoher hinzu und halfen mir.

Die schöne Helena kommentiert jedes unserer Zusammentreffen mit einer imaginären und tatsachenverdrehenden Schlagzeile. Einige davon finden sich später tatsächlich in der Zeitung wieder. Sie arbeitet als Journalistin beim »Ostfriesland-Reporter«, unserem lokalen Revolverblatt, und schreibt

gern verleumderische Artikel über mich und mein angeblich ausschweifendes Liebesleben. Außerdem ist sie die Freundin meines Verflorenen, Jörg. Und die einzige Person, die es schafft, Mordgelüste in mir zu wecken.

Helena strich sich eine frisch blondierte Locke hinter das Ohr, zückte ihren Fotoapparat und machte eine Aufnahme von meinem Schützling und mir.

Bevor ich besagten Mordgelüsten nachgeben konnte, ertönte eine Sirene, ein Krankenwagen brauste heran, und zwei Rettungssanitäter kümmerten sich um Hans Lemke. Sie bezeichneten seinen Zustand trotz meines Einsatzes als stabil, hievten ihn auf eine Trage und luden ihn in den Rettungswagen. Nach ein paar Minuten war der Spuk vorbei, als sei nichts gewesen, und ich fragte mich, ob ich alles nur geträumt hatte. Bis Helena mich in die Wirklichkeit zurückholte.

»Schade, dass er nicht abgekratzt ist.« Sie seufzte. »Dann hätte es mein Artikel bestimmt auf die Titelseite geschafft.«

»Du hast aber auch ein Pech«, entgegnete ich. »Vielleicht hättest du den Krankenwagen lieber nicht rufen sollen.«

»Das war ich nicht. Pauli hatte das Handy schon in der Hand, kaum dass der Typ den Boden berührte.«

»Hätte mich auch gewundert. Du wärst nicht du, wenn du dich um deine Mitmenschen sorgen würdest.«

Ich ließ Helena stehen und gesellte mich mit Diana zu Bruno, der sich in der Warteschlange auf den zweiten Platz vorgekämpft hatte. »Du kannst meine Pommes streichen«, sagte ich. »Hans Lemkes parfümierte Brusthaare haben mir den Appetit verdorben, und jetzt hängt der Geruch an meinen Händen. Ich muss sie erst irgendwo waschen.« Und, wenn möglich, desinfizieren.

»Das kannst du bei uns in der Redaktion machen, Elli.« Helena war mir unbemerkt gefolgt.

»Warum so hilfsbereit?«, fragte ich misstrauisch. Bei Angeboten von Helena ist Vorsicht geboten, denn meistens führt sie nichts Gutes im Schilde.

Sie zuckte die Achseln. »Mein Chef hat heute Morgen von dir gesprochen. Klang so, als hätte er ein Jobangebot für dich.«

»Und da läufst du mir ganz zufällig über den Weg, um mir diese Nachricht zu überbringen?«

Ich bin bestimmt nicht der schlaueste Mensch auf der Welt, aber in diesem Moment kombinierte ich blitzschnell. Helena hatte ihren Platz in der Warteschlange verlassen, obwohl das für das Foto nicht nötig gewesen wäre. Niemand räumte freiwillig seinen Platz vor Paulis Pommomobil, manchmal endete das Anstehen sogar in einer handfesten Prügelei. Außerdem konnte diese Frau unmöglich Pommes mögen. Sie war eher klapprig als schlank und wäre ungeschminkt und mit kurzen Haaren als zwölfjähriger Junge durchgegangen. Sie hatte hier auf mich gewartet, weil sie wusste, dass mein Weg mich früher oder später zu Pauli führen würde. Meine Vorliebe für die fettigen Kartoffelstäbchen war ein offenes Geheimnis.

»Um was für einen Job handelt es sich?«, fragte ich.

»Woher soll ich das wissen? Du solltest nicht zu wählerisch sein, jeder weiß, dass du seit Monaten arbeitslos bist.«

»Ich bin immer noch Autorin.« Autorin im Urlaub, um genau zu sein. Nach der Veröffentlichung meines zweiten E-Books »Helden und Mut« hatte ich mir vier Wochen Urlaub verordnet. Drei, um das Buch sacken zu lassen, und eine, um mich von der anstehenden Hochzeit zu erholen.

Helena verzog das Gesicht zu einem falschen Grinsen. »So kann man es natürlich auch nennen.«

Die Sache ist die, dass Helena mir meinen Exfreund Jörg seinerzeit auf schändliche Weise ausgespannt hat, und in meinem ersten Buch »Fremd und Gänger« sind die beiden nicht besonders gut weggekommen. Natürlich hatte ich ihre Namen geändert, aber jeder, der sie und mich kannte, wusste, wer gemeint war. Ich bin eben recht nachtragend, wenn mein Freund mit einer anderen Frau auf unserem Wohnzimmerteppich Salamiversenken spielt.

»Überleg es dir«, sagte Helena. »Du weißt ja, wo sich unsere

Redaktionsräume befinden.« Sie wies über die Schulter in Richtung Lilienstraße und trippelte davon.

Diana stieß mich mit dem Ellenbogen an. »Was hältst du davon? Willst du dem Schmierblatt einen Besuch abstatten?«

»Kann ja nicht schaden, finanziell sieht es bei mir zurzeit nicht gerade rosig aus. Mal sehen, um was für ein Angebot es sich handelt.« Ich seufzte. »Und danach bringe ich meiner Mutter schonend bei, dass ihre Hochzeit wahrscheinlich ins Wasser fällt.«

Martin Jägers Büro verriet, dass sein Nutzer einen Hang zum Größenwahn hatte. Ein ausladender schwarzer Schreibtisch nahm fast die Hälfte des quadratischen Raumes ein, dahinter befand sich ein ebenfalls schwarzer Aktenschrank, in dem die Ordner dicht an dicht standen. An jedem freien Fleckchen Wand hingen Fotos, auf denen Martin Jäger entweder vor einem weißen Sportboot stand, mit einem über Mund und Nase gezogenen Schlauchtuch mit Totenkopfmuster auf einer Harley saß oder mit weit aufgeknöpftem Hemd am Strand posierte.

Er begrüßte mich mit einem verschwitzten Händedruck. »Setzen Sie sich doch bitte, Frau Vogel. Schön, dass Sie es einrichten konnten.« Er ließ sich in den wuchtigen Ledersessel plumpsen und lehnte sich lässig zurück.

Ich nahm auf einem wesentlich niedrigeren Stuhl ihm gegenüber Platz und wischte seinen Handschweiß unauffällig am Polster ab. Nach ein wenig Small Talk, der sich vor allem um das derzeit für ostfriesische Verhältnisse ungewohnt warme und trockene Wetter drehte, rückte er mit seinem Angebot raus.

»Ich möchte, dass Sie als Gastautorin für den Ostfriesland-Reporter schreiben.« Er setzte ein verbindliches Lächeln, Typ Staubsaugervertreter, auf, beugte sich vor und stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte. »Ich habe Ihre Geschichte im letzten Herbst verfolgt. Ganz schön abgebrüht, sich mit einem Drogenring anzulegen.«

Ein ungutes Gefühl machte sich in mir breit, und meine Muskeln versteiften sich. »Ich bin da eher zufällig reingeraten, darauf angelegt habe ich es bestimmt nicht.«

»Umso besser, das ist doch die perfekte Story.«

»Wofür?«

Jäger beugte sich noch ein Stück weiter vor und stierte mich mit funkelnden Augen an. »Für den Ostfriesland-Reporter.« Mit beiden Händen malte er eine imaginäre Schlagzeile in die Luft: »Elli Vogel packt aus: Das ist damals in der alten Brauerei passiert!« Wir machen eine Reihe daraus mit dem Titel: »So ist mein Freund wirklich gestorben.«

Ich schüttelte den Kopf und stand auf. »Ich glaube, wir sind hier fertig.«

Was damals passierte, als ich mich auf die Suche nach meinem verschwundenen Freund Karl machte und ungewollt einigen wirklich bösen Jungs auf die Spur kam, ist kein Geheimnis. Seriösere Medien als der Ostfriesland-Reporter haben darüber berichtet. Und mein persönlicher Verlust in dieser Sache ist genau das: persönlich. Darüber zu schreiben würde meine quälenden Fragen rund um Karls Tod nicht beantworten. Das könnte höchstens mein früherer Schwarm, Sebastian Beck, der in den Fall verwickelt war. Leider war er seitdem untergetaucht.

Wie betäubt bewegte ich mich in Richtung Bürotür, doch noch bevor ich sie öffnen konnte, war Martin Jäger aufgesprungen, durch den Raum gehechtet und stellte sich mir mit einem entschuldigenden Lächeln in den Weg. »Nicht so schnell, nicht so schnell!« Er machte eine beschwichtigende Geste. »Ich war wohl nicht besonders feinfühlig, entschuldigen Sie. Wir fangen einfach noch einmal von vorne an.«

Er fasste mich an den Schultern und dirigierte mich zu dem niedrigen Stuhl zurück. »Wir bringen einfach eine andere Artikelserie. Ihre Bekanntheit allein wird schon ausreichen, um die Auflage zu erhöhen.«

»Oder potenzielle Leser zu vergraulen.«

Jäger stieß ein übertriebenes Lachen aus, das einem Wiehern glich. »Sie sind witzig, das gefällt mir. Wir planen einige Miniserien zu verschiedenen Themen, ein Artikel pro Woche, jeweils einen Monat lang. Sie würden unseren Lesern doch bestimmt gern aus dem Bereich Sexualität berichten. Man

liest ja momentan ständig von diesen SM-Dingen, und im Fernsehen läuft zu jeder Tageszeit Werbung für Sexspielzeug.«

»Und was sind die anderen Themen?« Schlimmer konnte es nach dem ersten Vorschlag kaum werden.

»Ostfriesland hat so viele interessante Persönlichkeiten zu bieten, die oftmals nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit erhalten, dass wir diesen Umstand ändern wollen. Wir möchten jede Woche eine andere Person vorstellen. Aus welchen Bereichen die kommen, können Sie entscheiden. Hauptsache, sie haben eine Geschichte zu erzählen.«

Ich konnte mir zusammenreimen, worauf er hinauswollte, schließlich galt der Ostfriesland-Reporter als Sensationsblatt schlechthin. »Lassen Sie mich raten. Diese Geschichten über ›interessante Persönlichkeiten‹ sollen möglichst aufsehenerregend sein?« Mir lag das Wort »reißerisch« auf der Zunge, aber da es sich hier sozusagen um ein Bewerbungsgespräch handelte, mäßigte ich meine Wortwahl.

Jäger legte den Kopf schief. »Schaden kann es jedenfalls nicht.«

»Was bezahlen Sie denn?«

»Bezahlen?« Er räusperte sich krampfhaft. »Sie wollen für diese Miniserie Geld sehen?«

»Werden Sie etwa nicht bezahlt?«

»Schon. Ich dachte nur, weil Sie ja gerade Ihr neues Buch veröffentlicht haben, ist diese klitzekleine Serie doch Werbung für Sie.«

»Und Arbeit. Also?«

Er machte mir ein Angebot, das ich nicht ablehnen konnte. Nicht weil es so verlockend war, sondern weil ich meine Miete bezahlen musste.

Jäger wischte sich einige Schweißtropfen von der Stirn. »Dann hätten wir das ja geklärt, Frau Vogel. Wenn Sie mir den ersten Artikel bis Donnerstag liefern, finden Sie ihn in der Wochenendausgabe am Samstag.«

»Und ich kann mit einer bekannten Person meiner Wahl beginnen?«

»Sie haben freie Hand. Es sollte sich nur um jemanden handeln, der in Ostfriesland und darüber hinaus bekannt ist.«

»Wird erledigt. Der Artikel liegt spätestens Donnerstag auf Ihrem Schreibtisch.«

Und ich wusste schon, wer mein erstes Opfer sein würde.

Wer glaubt, dass Künstler erst nach ihrem Tod reich und berühmt werden, kennt meine Cousine Alexa nicht. Mit Mitte dreißig kann sie bereits von ihrer Kunst leben und hat nebenbei am Aufbau des Kontaktzentrums mitgewirkt, das vor einem knappen Jahr in Aurich eröffnet wurde. Hier betreut sie vorwiegend die Gruppe der ehemaligen Strafgefangenen.

Das Kontaktzentrum befindet sich in einem Stadthaus aus rotem Backstein in der Wallstraße, einer Nebenstraße der Fußgängerzone. Alexa, die eigentlich in Greetsiel wohnt, verbringt hier so viel Zeit, dass sie sich im Erdgeschoss ein Atelier eingerichtet hat, um ihren Eingebungen jederzeit nachgehen zu können, wenn die Muse sie küsst.

Ich durchschritt den Eingangsbereich, klopfte an die Tür zu Alexas Arbeitszimmer und öffnete sie, ohne auf eine Antwort zu warten. Es roch nach Ölfarben, Alexa stand mit dem Rücken zu mir vor der Staffelei und arbeitete an einem Gemälde. Sie erwiderte meine Begrüßung, ohne den Blick von ihrer Arbeit zu lösen. Ihre schwarzen Haare waren am Hinterkopf zu einem Knoten gedreht, den sie mit einem eingesteckten Pinsel fixiert hatte.

Mein Blick glitt über ihre Schulter zur Leinwand. Das Bild zeigte einen bulligen nackten Glatzkopf, dessen Geschlechtsteil von einem Feigenblatt bedeckt wurde. Ich sah an der Leinwand vorbei und entdeckte Henry, einen der ehemaligen Strafgefangenen, den Alexa unter ihre Fittiche genommen hatte. Er stand für dieses Bild Modell.

Nackt. Ohne Feigenblatt.

»Himmel!«, entfuhr es mir.

»Tu nicht so, als hättest du noch nie einen nackten Mann gesehen.« Alexa tupfte etwas Farbe auf ihren Pinsel und fügte eine Schattierung auf dem Gemälde hinzu.

»Moin!«, grüßte Henry freudestrahlend. Dass ich seinen Schwengel direkt im Visier hatte, schien ihn nicht zu stören.

»Warum trägt Henry kein Feigenblatt wie auf dem Gemälde?«

»Er hat immer so einen entspannten Gesichtsausdruck, wenn er sich völlig frei macht. So ist es für uns beide einfacher, schließlich beschäftige ich mich erst seit Kurzem mit der Aktmalerei.«

Von Entspannung war *ich* meilenweit entfernt. Natürlich habe ich gegen den Anblick eines nackten Mannes grundsätzlich nichts einzuwenden, aber einen zweiten Blick auf Henry musste ich nicht unbedingt riskieren. Ich bewunderte also die Bücher in Alexas Regal und tat so, als verstünde ich irgendetwas von dem, was die Buchrücken anpriesen. Wer wusste schon, wodurch Impressionismus und Expressionismus sich unterschieden? Ein paar unterschiedliche Buchstaben, sonst nichts.

Henry war Alexas Muse. Nicht mehr und nicht weniger, das hatte sie geschworen. Allerdings hatte sie auch geschworen, niemals Alkohol zu trinken, und vor nicht allzu langer Zeit hatte ich sie mit einem heftigen Kater erlebt.

»Ich kann gern später wiederkommen«, sagte ich.

»Nicht nötig, wir sind für heute fertig.« Alexa stellte ihre benutzten Gerätschaften in ein Glas mit klarer Flüssigkeit, die sich daraufhin grau verfärbte, zog den Pinsel aus ihrem Haarknoten und schüttelte ihr Haar.

Henry verschwand mit seinem Pinsel hinter einem weißen Paravent. Eigentlich unnötig, es gab ohnehin nichts mehr zu verbergen, er hätte sich auch gleich vor unseren Augen anziehen können.

Nachdem er in seine Klamotten gehüpft war, verabschiedete er sich mit einem Wangenküsschen von Alexa und ging seiner Wege.

»Warum auf einmal Aktmalerei?«, fragte ich.

Alexa wischte sich die Hände an einem farbbeklecksten

Tuch ab. »Hör bloß auf, eigentlich ist das gar nicht mein Ding, aber es ist die einzige Möglichkeit für mich, Henry nackt zu sehen, ohne ihm dabei zu nahe zu kommen.«

»Ist das nicht ein bisschen albern? Ich bin mir ziemlich sicher, dass er auch auf dich steht.«

Alexa seufzte. »Das ist ja das Problem. Eine Muse bringt nur dann etwas, wenn sie unerreichbar ist und es auch bleibt. Sobald man seinen Gelüsten nachgibt, war's das mit der Inspiration.«

Zum Glück hatte ich diese Probleme als Schriftstellerin nicht. Zwar stellte ich es mir gelegentlich ganz hilfreich vor, eine solche Inspirationsquelle zu haben, aber es hörte sich zugleich nach einer Menge Drama an, und dafür bin ich nicht der Typ. Überdies war ich seit einem halben Jahr in festen Händen.

Phil Winter, dem diese Hände gehörten, rangierte auf der Liste der wichtigsten Männer in meinem Leben auf einem soliden zweiten Platz gleich hinter meinem Kater O'Malley. Phil lebte in München, aber wir besuchten uns, so oft es ging und wann immer sein Job als Polizist es zuließ. Wie genau es mit uns weitergehen würde, wussten wir noch nicht. Ich war mir sicher, nicht für das Leben in den Bergen geschaffen zu sein, und Phil befürchtete, auf dem platten Land langfristig einen Koller zu kriegen.

»Aber du bist sicher nicht hier, um mit mir über mein nicht vorhandenes Liebesleben zu sprechen«, sagte Alexa. »Also, was führt dich zu mir, Cousinchen?«

Ich berichtete ihr zunächst von Hans Lemkes Zusammenbruch und schlug dann einen Bogen zu meinem Anliegen. »So bin ich beim Ostfriesland-Reporter gelandet und schreibe jetzt eine Artikelserie über Ostfrieslands Persönlichkeiten.«

»Wen hast du für deinen ersten Artikel im Sinn?«

»Dich natürlich. Du bist doch Ostfrieslands berühmteste Künstlerin.« Und die einzige, die ich kannte, aber das behielt ich für mich.

»Schätzchen, wenn du über eine wirklich bedeutende

hiesige Künstlerin schreiben willst, solltest du mit Violetta Kalski anfangen.«

»Nie gehört.«

»Sie ist so ziemlich das Beste, was unsere Kunstszene jemals hervorgebracht hat.« Alexa deutete auf ein gerahmtes Bild an der Wand zu ihrer Linken. »Das Gemälde von Violetta Kalskis Arbeitszimmer hat mich ein Vermögen gekostet. Das hier ist allerdings nur ein Kunstdruck, das Original hängt in meinem Atelier in Greetsiel.«

Das Gemälde sah nett aus, aber warum Alexa so einen Wirbel darum machte, erschloss sich mir nicht. Wahrscheinlich fehlte mir einfach der entsprechende Kunstsinn. Ich sah nur ein Zimmer mit Holzdielen, links, rechts und geradeaus jeweils eine Tür, in dem sich bis auf einen Tisch mit zwei Holzstühlen nur eine Staffelei befand. Das Gemälde musste von der Fensterseite aus gemalt worden sein, denn aus dem Blickwinkel des Betrachters fiel Tageslicht in den Raum. Auf der Staffelei war ebendieser Anblick, der sich mir gerade bot, auf die Leinwand gebannt worden. Sozusagen ein Bild im Bild. Ich trat einen Schritt näher heran, um die Signatur zu entziffern, und stellte fest, dass das Gemälde vor dreiundvierzig Jahren entstanden war.

»Wie alt ist Violetta Kalski jetzt?«, fragte ich.

Alexa überlegte kurz. »In ihren Achtzigern.«

»Ich glaube nicht, dass sie zu den Persönlichkeiten gehört, die mein neuer Chef im Sinn hatte. Du kennst ja den Ostfriesland-Reporter, je reißerischer, desto besser. Darum wollte ich über deine Arbeit mit den Knastbrüdern schreiben.«

»Reißerisch ist das geringste Problem«, sagte Alexa. »Wenn ein Leben tragisch verlaufen ist, dann das von Violetta Kalski. Ihr Sohn wird seit vierzig Jahren vermisst. Ohne die geringste Spur.«

Ich horchte auf. »Das hört sich allerdings nach einer interessanten Geschichte an. Gibt es eine Vermutung, was mit ihm passiert sein könnte?«

»Er war ein Lebemann und Frauenheld, alle Welt geht da-

von aus, dass er sich ins Ausland abgesetzt hat. Davon hatte er wohl schon länger gesprochen. Nur seine Mutter will bis heute nichts davon hören.«

»Sie wohnt nicht zufällig hier in Aurich, oder? Dann könnte ich ihr gleich mal einen spontanen Besuch abstatten.« Ich kannte mich und meine Arbeitsweise. Ich bin eine Meisterin darin, Dinge aufzuschieben. Steuererklärung? Da räume ich doch lieber die Wohnung auf. Wohnung aufräumen? Erst mal die alten Zeitschriften durchsehen, ob ich etwas Wichtiges überlesen habe. Ein Teufelskreis. Wenn ich nicht so schnell wie möglich mit der Artikelserie begann, würde ich am Ende wieder unnötig unter Zeitdruck stehen.

Alexa dachte kurz nach. »Sie hat tatsächlich eine Villa hier in Aurich, in der Graf-Enno-Straße. Aber soweit ich weiß, lebt sie seit zwei oder drei Jahren in der großen Seniorenresidenz in Norddeich. Du weißt schon, dort, wo die ganzen Promis ihren Lebensabend verbringen. Die Nordsee liegt sozusagen in ihrem Garten.« Sie bekam einen schwärmerischen Gesichtsausdruck, der jedoch nicht der Nordsee galt. »Ich wollte sie immer schon mal kennenlernen, aber sie hat sich schon vor Jahren aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Es gab einfach nie den passenden Anlass, um ihr einen Besuch abzustatten.«

»Heißt das, du willst mich begleiten?«

»Natürlich. Diese Gelegenheit lasse ich mir doch nicht entgehen.«

In Gedanken überschlug ich meine Planungen für den heutigen Tag. Nach Norddeich brauchten wir pro Strecke ungefähr eine halbe Stunde. Ich konnte es also noch locker abends zu meinen Eltern schaffen, um mit ihnen über Hans Lemkes Zusammenbruch zu sprechen.

Alexa hatte unterdessen ihre Handtasche gepackt und war zum Aufbruch bereit. »Ich bin fertig, meinetwegen können wir gleich losfahren. Oder willst du dich noch weiter an Henrys Anblick auf der Leinwand ergötzen?«

Die »Residenz am Meer« war nur durch den Deich von der Nordsee getrennt, ein weißes, L-förmiges Gebäude mit rotem Ziegeldach und unzähligen Fenstern erstreckte sich vor uns. Alexa und ich passierten auf unserem Weg zum Eingang einen imposanten Springbrunnen vor dem Gebäude und fanden uns kurz darauf in einer Eingangshalle wieder, die nicht im Mindesten an ein Altersheim erinnerte, eher an eine Hotellobby.

Eine schlanke Blondine mit hohem Pferdeschwanz und Blazer über der weißen Bluse stand hinter einem Tresen und lächelte uns verbindlich entgegen. »Guten Morgen. Was kann ich für Sie tun?«

»Wir möchten zu Violetta Kalski«, sagte Alexa.

»Sind Sie angemeldet?«

Ich warf Alexa einen Blick zu. Daran hätten wir denken sollen. Natürlich lebten in der »Residenz am Meer« keine Normalsterblichen, da ließ man nicht jeden x-beliebigen Besucher ohne Anmeldung herein.

Alexa lächelte einnehmend und stellte uns vor. »Leider sind wir nicht angemeldet, aber ich bin Künstlerin wie Frau Kalski und möchte sie sozusagen berufsbedingt sprechen.« Sie legte eine ihrer Visitenkarten auf den Tresen.

»Ich frage nach, ob sie Sie empfangen möchte. Einen Moment bitte.« Die Blondine schlug ein Telefonregister unter »K« auf und fuhr mit dem Finger suchend über die Namensliste. Sie wählte eine Nummer und teilte der Angerufenen unser Anliegen mit. »Frau Kalski empfängt Sie. Folgen Sie bitte diesem Flur bis zum Ende und biegen Sie dann links ab.« Sie wies nach rechts in einen breiten Gang. »Es ist die dritte Tür hinter dem Salon, unserem Gesellschaftszimmer. Nummer hundertachtzehn.«

Wir setzten uns in Bewegung. Ich hatte noch nie in meinem Leben ein Altersheim von innen gesehen, aber ich war mir sicher, dass dieses nicht der Norm entsprach. An den strahlend weißen Wänden hingen Bilder von Künstlern, deren Namen Alexa mir im Vorbeigehen zuraunte, edle Sitzmöbel boten in

regelmäßigen Abständen Gelegenheit zum Ausruhen, und die Zimmertüren verfügten über Spione, unter denen sich messingfarbene Türklopfer befanden.

»Hier könnte ich es aushalten«, sagte ich zu Alexa. »Vielleicht sollte ich die Augen nach einem einsamen Witwer offen halten.«

»Du hast doch Phil. Und außerdem sind hier keine Haustiere erlaubt, was wird dann aus O'Malley?«

Und sofort zerplatzte der Traum wieder. Auf meinen Kater würde ich für nichts und niemanden verzichten. Er kennt mich in so vielen beklagenswerten Zuständen wie kein Mensch auf dieser Welt. Allein die Tatsache, dass er sich jeden Morgen freut, mich zu sehen, rechne ich ihm hoch an, denn ich biete nach dem Aufstehen wirklich keinen schönen Anblick.

Wir schritten am Salon vorbei, vor der Tür zu Zimmer hundertachtzehn blieben wir stehen.

»Himmel, bin ich aufgeregt!« Alexa atmete tief durch, um sich zu beruhigen, aber sie konnte kaum stillstehen. »Darf ich bitte klopfen?«

»Tu dir keinen Zwang an.«

Mit zittrigen Fingern betätigte sie den Klopfer. Als hätte sie etwas gestochen, zuckte sie zurück. »Oh mein Gott, ich habe an Violetta Kalskis Tür geklopft.«

»Starke Leistung.«

Hinter der Tür regte sich nichts. Zumindest nichts, was wir hier draußen hätten hören können. Sie wirkte so schwer und massiv, dass sie wahrscheinlich alle Geräusche schluckte, die sich dahinter abspielten.

Nach einer halben Minute wurde die Tür geöffnet, und wir standen einer hochgewachsenen, schlanken Frau gegenüber, die uns mit missbilligendem Blick musterte. Ihre Haare waren zu einem strengen Dutt zusammengebunden, und ihre aufrechte Körperhaltung erinnerte an eine Ballettlehrerin. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, dass sie einen schwarzen Rollkragenpulli trug, der eng an ihrem Oberkörper

anlag. Ich konnte dem Impuls, einen Knicks zu machen, gerade noch widerstehen.

»Violetta Kalski«, hauchte Alexa.

»Alexa«, stellte Violetta Kalski nüchtern fest. »Treten Sie ein.« Sie wies in das Innere ihrer Wohnung, und wir folgten ihrem Wink.

»Sie kennen mich?« Alexa legte sich die Hand aufs Herz.

»Ich verfolge Ihre Arbeit seit Jahren. Besonders Ihre jüngsten Werke gefallen mir.«

Alexa verfügt über eine bemerkenswerte Selbstbeherrschung. Sie wird nicht laut, bekommt keine unschönen Hautrötungen, wenn sie aufgeregt ist, und ich glaube, sie kann sogar ihre Transpiration kontrollieren. Bei diesen Worten lief ihr Gesicht jedoch rosa an.

Violetta Kalski deutete auf eine Sitzgruppe unterhalb eines Fensters. »Setzen Sie sich bitte. Frau Grevers vom Empfang sagte, Sie möchten mich beruflich sprechen?«

Das war mein Stichwort. »Genau genommen möchte *ich* Sie sprechen. Oder besser: interviewen. Ich arbeite als Gastautorin für den Ostfriesland-Reporter und schreibe derzeit eine Artikelserie über Ostfrieslands Persönlichkeiten.«

»Und Sie sind?« Die Künstlerin zog die Augenbrauen hoch und sah mich abschätzend an. »Ihr Name ist leider nicht hängen geblieben.«

»Eleonore Vogel«, sagte ich, in der Hoffnung, dass mein vollständiger Name mir mehr Autorität verleihen würde.

»Vogel? Soso. Und da dachten Sie sich, Sie fahren mal zur Kalski ins Altersheim und sehen ihr beim Sterben zu.«

»Nein, ich wollte doch nur –«

»Schon in Ordnung.« Sie winkte ab.

»Warum leben Sie in dieser Residenz?«, fragte ich. »Sie wirken auf mich nicht so, als bräuchten Sie Hilfe.«

Violetta Kalski presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. »Ich leide unter schwerer Arthrose und bin nicht mehr in der Lage, meinen Haushalt selbst zu führen. Ich kann

nicht einmal mehr einen Pinsel halten.« Ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund, als sie ihre Hände hob, deren Finger krallenartig gekrümmt und verformt waren.

»Oh. Das tut mir leid. Haben Sie Ihr Haus verkauft?«, fragte Alexa.

»Nein, aber ich werde nicht dorthin zurückkehren. Die Erinnerung ist zu schmerzlich.«

»Die Erinnerung an Ihren Sohn?«, fragte ich.

Alexa machte auf ihrem Sessel wilde Gesten, die mir sagen sollten, dass Violetta Kalski sich mit dem Kommentar wohl eher auf ihre aktive Künstlerzeit bezogen hatte, aber es war zu spät, die Frage war schon rausgeflutscht.

»Sind Sie hierhergekommen, um mich über meinen Sohn auszufragen? Dann können Sie gleich wieder gehen.«

»Nein, entschuldigen Sie bitte.« Wie sollte ich da nur wieder rauskommen? Politiker hatten es leichter. Sie distanzieren sich einfach von ihrer Aussage, und die Sache war gegessen. »Fangen wir noch mal von vorne an.« Ich atmete tief durch und sortierte meine Gedanken. »Es geht in meiner Artikelserie um die Erfolgsgeschichten berühmter Ostfriesen und was diese Personen heute machen.«

Violetta Kalski schien besänftigt. Sie ließ sich zu ein paar Sätzen über ihre frühen Jahre hinreißen. Schon im Teenageralter hatte sie sich mit der Malerei beschäftigt, in ihren Zwanzigern war ihr der große Durchbruch gelungen. Sie führte ein ausschweifendes Leben, sowohl in Aurich wie auch in ihrer zweiten Heimat Hamburg, und unterhielt Kontakte zu vielen Prominenten, von denen nicht wenige aus dem Rotlichtviertel rund um die Reeperbahn stammten. Die Nachkommen einiger dieser Nachtclubbonzen waren noch heute im Besitz ihrer Bilder.

Sie gab nicht viel über ihr Privatleben preis. Zwar boten mir ihre Kontakte zum Rotlichtmilieu einiges, um einen Artikel ganz in Martin Jägers Sinn zu schreiben, aber die wirklich interessante Story lag im Verschwinden ihres Sohnes Andreas.

Ich beschloss, mich langsam heranzutasten. »Haben Sie jemals geheiratet?«

»Ich war mit meiner Kunst verheiratet.«

»Es gab keinen Lebensgefährten?«

Violetta Kalski verdrehte die Augen und stieß ein theatrales Seufzen aus. »Ich weiß, worauf Sie hinauswollen. Also gut, Sie können mir eine Frage über Andreas stellen. Eine einzige.«

»Es heißt, dass Sie nicht glauben, Ihr Sohn habe sich ins Ausland abgesetzt. Was ist Ihrer Meinung nach mit ihm passiert?«

»Er ist tot.«

»Warum glauben Sie das?«

»Sie haben Ihre Frage gestellt.«

»Das stimmt. Wenn Sie mir jedoch erlauben würden, diesen Aspekt in meinem Artikel aufzugreifen, könnten Sie dadurch Ihre Version der Geschichte verbreiten.« Mir wurde bewusst, dass ich mich fast wie Martin Jäger anhörte, und ich schwieg betroffen.

»Bitte gehen Sie jetzt.« Violetta Kalskis Gesicht war verschlossen, mit einer unwirschen Handbewegung deutete sie zur Tür.

»Aber wir haben noch gar nicht über die weiteren Punkte des Artikels gesprochen.«

»Ich habe es mir anders überlegt, es wird keinen Artikel geben.« Sie sagte das so bestimmt, dass ich mich nicht traute, etwas zu erwidern.

Mit Alexa im Schlepptau schlich ich zur Tür und trat auf den Flur. Die Wohnungstür knallte hinter uns ins Schloss, was angesichts der Tatsache, dass sie überaus schwer und die Künstlerin unglaublich zerbrechlich wirkte, eine reife Leistung war.

»Tut mir leid«, sagte ich zu Alexa.

Meine Cousine starrte geistesabwesend zur Tür. »Sie kennt mich. Sie kennt meinen Namen und meine Kunst. Ist das nicht großartig?«

»Dir ist aber schon aufgefallen, dass sie uns gerade rausgeschmissen hat, oder?«

»Du bist aber auch wirklich keine angenehme Interviewpartnerin. Meinst du echt, dass das der richtige Job für dich ist?«

»Das wirst du mir bald sagen können, du bist nämlich soeben zur Hauptperson meines Artikels befördert worden. Der erste Gedanke ist eben doch der beste.«